

Nr. 6. Posen, den 11. Februar. 1894.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Zum Glück für den Franzosen verstand er kein Wort von dem Gespräch, das in englischer Sprache geführt wurde; die entmuthigende Nachricht machte daher keinen Eindruck auf ihn. Als Mr. Norfolk dies bemerkte, fuhr er ungezwungen fort. „Erstens dieser unglückliche Shawl — er gehörte ihr, daran ist kein Zweifel, Lady Hunter hat ihn erkannt und jene Frau — Frau —"

„Frau Gregory," ergänzte der junge Sergeant.

„Richtig, Frau Gregory, hat denselben als jenen Shawl erkannt, den sie an jenem Abend sah. Und was noch merkwürdiger ist, sie ist bereit, zu beschwören, daß Fräulein Duvivier in ihrer Gestalt und ihrer ganzen Erscheinung der Frau gleiche, welche am Abend vor dem Mord in ihr Haus kam.

„Das ist in der That seltsam!" sagte Robert Power gedankenvoll.

„Ja, das ist es", fuhr Mr. Norfolk fort. „Das einzig Günstige dabei ist, daß Frau Gregory nicht bestimmt überzeugt ist, es ist nur ihre Meinung."

„Und niemals in ihrem Leben hat sie sich in einem tolleren Irrthum befunden, die alte Närrin!" sagte Mr. Brusel, welcher im Eifer vergaß, daß er sich in Gegenwart seines Chefs befand.

Aber der Letztere lächelte nur gutmüthig. „Bei all' den Gründen und Gegengründen", sagte er, „welche ich während der letzten vierundzwanzig Stunden angehört habe, weiß ich kaum, wie man die Sache anfassen soll. Ich habe reiflich überlegt und bin endlich zu einigen Schlüssen darüber gekommen, was zunächst geschehen muß."

Mr. Norfolk wollte seine Meinung aussprechen, blickte aber zuvor nach seiner Uhr. „Meine Zeit ist kurz", sagte er, „und ich habe noch hundert andere Dinge zu beachten. Aber diese Sache muß sorgfältig behandelt werden, und dazu wünsche ich mir Ihren Beistand zu sichern. Sie, Doktor, sind der Erste gewesen, der in der Sache gehandelt hat, und wenn ich mich nicht irre, glaube ich, daß die ganze Sache Sie persönlich interessirt."

Detektive Brusel blickte Robert Power an, als ob er sagen wollte: „Sehen Sie, war es nicht klug von mir, zum Chef zu gehen? Ist er nicht der richtige Mann für uns?"

Monsieur Duvivier saß inzwischen unbeweglich auf seinem Stuhl, aufmerksam und geduldig. Er verstand nichts von Allem, was gesprochen wurde, aber Mr. Norfolks ernstes und intelligentes Gesicht flößte ihm Vertrauen ein und er war überzeugt, daß die Angelegenheit seiner Nichte in guten Händen sei.

23.

„Eine Vermuthung", sagte Mr. Norfolk, seinen Schnurrbart streichend, „ist keine besonders gute Grundlage, aber wir müssen uns mit derselben begnügen. Nehmen wir also an, dieser Mr. Saint Alban sei der Mann, der Madeleine Faure ermordet hat, — Brusel behauptet dies, und Sie, Doktor, glaube ich, sind derselben Meinung. Nehmen wir also an, er sei unser Mann. Er kann unser Gespräch hier nicht hören und es wird also seine Gefühle nicht verletzen. Nun kommt die natürliche Frage: Welchen Grund hatte er zu dem Verbrechen? Wer war diese Madeleine Faure?"

Als Mr. Norfolk schwieg, machte der Detektive eine Bemerkung.

„Ich habe einige Nachforschungen in Paris anstellen lassen, Sir", sagte er, „aber sie ergaben nichts. Der Name Faure war wahrscheinlich ein angenommener, oder vielleicht war die Ermordete gar nicht aus Paris, obgleich sie dies behauptete. Soweit es sich feststellen ließ, vermißt man dort keine Person dieses Namens."

„Sie sehen also", sagte Mr. Norfolk, „wir sind noch nicht auf den Grund der Sache gekommen. Bis jetzt können wir noch nicht die geringste Beziehung zwischen dem Manne, den wir für den Mörder halten, und seinem Opfer nachweisen. Zum Glück für das junge Mädchen, welches jetzt des Verbrechens angeklagt wird, haben wir Monsieur Duvivier hier, welcher uns wahrscheinlich etwas Aufklärung geben kann."

Er wandte sich in französischer Sprache zu Monsieur Duvivier:

„Wissen Sie nicht, ob Ihre Nichte, Mademoiselle Duvivier, irgend einmal eine Dame Namens Madeleine Faure kannte?"

Der alte Herr schüttelte den Kopf.

„In Frankreich nicht, dessen kann ich Sie versichern. Meine Nichte wurde in einer Pension in Rouen erzogen, und als sie dieselbe verließ, lebte sie in meinem Hause, bis sie mit meiner Erlaubniß nach England ging mit Sir John Hunter und seiner Frau. In Rouen kenne ich keine Madeleine Faure, darin kann ich mich nicht irren, ich kenne dort Jedermann."

„Aber in der Pension? Oder vielleicht unter ihren Schulfreundinnen?"

Der Franzose lächelte. „Man sieht," sagte er, „daß Sie mit den Gebräuchen meines Heimathlandes nicht sehr bekannt sind. Dort kennt man Jedermann, selbst die Pensionsfräulein. Charlotte hatte verschiedene englische Schulfreundinnen, die meisten jungen Damen aber waren aus dem wohlhabenden Bürgerstand der Stadt und einige waren aus anderen Gegenden Frankreichs gekommen. Aber meine Nichte hat mir alle die kleinen Erlebnisse des Pensionslebens erzählt und ich weiß bestimmt, daß sie niemals den Namen Madeleine Faure genannt hat."

„Kann sie eine solche Person in Paris kennen gelernt haben?"

„Meine Nichte hat wohl zu verschiedenen Zeiten die Hauptstadt besucht," erwiderte Monsieur Duvivier, „aber immer in meiner Begleitung. Wir kennen keine Madeleine Faure, alle Bekannten von Charlotte sind auch mir bekannt, selbst in ihren zahlreichen Briefen aus England erinnere ich mich nicht, diesen Namen gelesen zu haben."

Mr. Norfolk sah, daß durch weitere Forschungen in dieser Richtung nichts zu gewinnen war.

„Ich hielt es für gut, wenigstens danach zu fragen, da Sie gerade hier sind, Monsieur. Nach Allem aber ist dieser Punkt unwichtig. Wir gingen von der Voraussetzung aus, daß Mr. Saint Alban der Verbrecher sei, und wenn dies der Fall ist, so ist es durchaus nicht nothwendig, daß Fräulein Duvivier mit der Ermordeten bekannt gewesen, weder unter dem Namen Faure, noch unter irgend einem anderen. Miß Duvivier sagt aus, daß sie ihr ganz unbekannt sei. Ihre Antworten stimmen damit überein, und wir wollen sie also annehmen. Aber wer ist Madeleine Faure? Bevor wir dies nicht wissen, wird das Dunkel sich nicht lichten."

„Dafür habe ich einen Plan," bemerkte Mr. Brusel.

„Nun, sprechen Sie," erwiderte der Chef.

„Man muß Mr. Saint Alban überwachen. Man sagt, er sei in Paris; ich möchte wissen, warum er dahin gegangen ist."

„Mr. Saint Alban ist nicht in Paris," erwiderte Mr. Norfolk, „er hat England nicht verlassen und befindet sich in diesem Augenblick in London."

„In London?" rief Robert Power.

„Wir haben doch gestern sein Haus gesehen, und es war dort Alles geschlossen," bemerkte der Detektive.

Mr. Norfolk lächelte. „Es scheint, daß ich besser unterrichtet bin. Mr. Saint Alban ist bestimmt in London, meine Nachrichten darüber sind vollkommen sicher. Aber ohne Zweifel wünscht er dem Zusammentreffen mit seinen zahlreichen Freunden auszuweichen. Sein Grund dafür ist nicht schwer zu errathen nach Dem, was ihm vor Kurzem begegnet ist."

„Gut, aber es überrascht mich wirklich, Sir!" sagte der Detektive.

„Das braucht Sie nicht davon abzuhalten, diesen Herrn zu beobachten," fuhr der Chef fort. „Wenn Sie sorgfältig zu Werke gehen, können wir dadurch etwas erfahren."

„Da ist auch diese Frau", sagte Mr. Brusel, „diese Frau Stanley."

„Ah, ich gestehe, das Auftauchen dieser Person erscheint mir etwas eigenthümlich. Die Beziehungen des Mr. Saint Alban zu dem Verbrechen in Sandbank lassen sich ziemlich leicht erklären. Wir wissen nicht, wer diese Madeleine Faure war, aber wir brauchen nur anzunehmen, daß er sie in einer früheren Periode seines Lebens gekannt hat, daß sie ihm im Wege stand, daß er Grund hatte, sie zu fürchten, und sie aus der Welt zu schaffen wünschte, so ist damit die ganze Sache theoretisch erklärt. Selbst das Gewicht der Beweise gegen Fräulein Duvivier wird dadurch aufgehoben, ein Verbrecher dieses Kalibers würde natürlich nicht davor zurückschrecken, eine unschuldige Person in das Verderben zu ziehen, um den Verdacht von sich abzulenken. An Gelegenheit dazu konnte es ihm nicht fehlen, denn lebte nicht dieses arme Mädchen in demselben Hotel, wie er? Was aber diese Frau — diese Frau Stanley — betrifft, so bin ich wirklich rathlos. Was denken Sie von der Sache, Doktor?"

„Bis Sonnabend", erwiderte Robert Power, „hatte ich nicht die geringste Ahnung davon, daß Mr. Saint Alban mit ihr bekannt ist. In Manchester wurde ich zu ihr gerufen, und sie wurde meine Patientin. Dann folgte, was Sie bereits wissen. Aber ich wußte überhaupt niemals, daß Mr. Saint Alban von ihrer Existenz nur eine Ahnung hatte."

„Der Mann dieser Frau ist ein Verbrecher. Das wußten Sie wahrscheinlich nicht, als die Klage gegen Sie eingeleitet wurde?"

„Nein, als ich das Haus besuchte, hatte er eine Anstellung als Hausdiener in einem Geschäft in Manchester. Die Beiden waren noch nicht lange verheirathet, Frau Stanley hatte in einem Putzladen gearbeitet, sie ist aus Manchester und muß ihren Mann dort kennen gelernt haben."

„Und wer war dieser Mr. Saint Alban?"

„Das kann ich nicht genau sagen. Ich wußte nur, daß er der Agent einer französischen Firma in Seidenhandel sei. Ich traf nur selten in dem Hause unseres gemeinschaftlichen Freundes Mr. Gallo mit ihm zusammen."

„Dessen Frau dieser Mensch seitdem geheirathet hat", sagte Mr. Norfolk, indem er die Stirne zusammenzog. „Mr. Gallo war ein reicher Mann, nicht wahr?"

„Ja. Er war sein ganzes Leben lang geschäftlich thätig und als ich ihn kennen lernte, lebte er auf großem Fuß. Er war ein solider Mann und galt für reich."

(Fortsetzung folgt.)

Die antike Tanzkunst.

Von Silvester Frey.

So viel steht fest: kein Volk aller Zeiten verwendete auf die Erlernung des Tanzes eine so große Aufmerksamkeit und Entschiedenheit wie die alten Hellenen. Behandelten sie schon überhaupt die gesammte körperliche Bildung ernsthafter, wichtiger und systematischer als die übrigen Nationen nicht allein jener Zeit, sondern auch der modernen Epoche, innerhalb welcher wir augenblicklich stehen, so bildete vor allem die Tanzkunst bei ihnen den hauptsächlichsten Theil der Jugenderziehung und galt unerläßlich für Jeden, welcher Anspruch auf Bildung und Gesittung erheben wollte. Sie stand in so hohem Ansehen bei diesem hervorragendsten unter sämmtlichen Kulturvölkern der Vergangenheit, daß man sie sogar mit allerhand religiösen und historischen Ereignissen verwob. Die Erfindung des Tanzes schob man Göttern und Göttinnen zu; von ihnen erzählte man sich, daß sie die Rhythmen desselben mit eben dem Behagen, welches der Mensch daran empfindet, abgeschritten hätten. Ebenso haben die berühmtesten Heroen, deren Thaten im Volksmunde eine so große Verherrlichung genossen, eine gleiche Vorliebe für den Tanz gezeigt, indem sie ihn nicht nur pflegten, sondern auch ausbauten. Was Wunder, wenn diese Kunst — denn bei ihnen war der Tanz in der That eine solche — so hoch gehalten wurde, daß er sogar einen Theil ihres Kults ausmachte und von dort aus alle wichtigen Momente ihres Daseins derart umrankte, daß sie kaum von ihm getrennt zu werden vermögen.

Wenn gleichwohl über die Tänze der alten Hellenen nur ein lückenvoller Bericht auf uns gekommen ist, so liegt der Grund zum großen Theil darin, daß sie vom Schleier des Geheimnisses umwoben waren. Sie gehörten zu jenen Mysterien, bei welchen nur Eingeweihte zugegen sein durften. Einen wie wichtigen Theil derselben sie jedoch ausgemacht haben müssen, geht schon zur Genüge aus einem einzigen Umstande hervor. Von dem Leichtfertigen, welcher die Geheimnisse der Mysterien sträflich ausgeplaudert hatte, sagte man kurzweg mit technischem Ausdrucke: er habe den „Tanz" verrathen.

Andere Kult-Tänze wurden dagegen bei voller Oeffentlichkeit aufgeführt. Dazu gehören vor allem die zu Ehren Apolls getanzten Hyporchemata. Sie bestanden in einem feierlichen Umzug um das Heiligthum dieses Gottes. Gleichzeitig wurden nach der Musik von Flöte und Zither Lieder gesungen. Es ist also wahrscheinlich ein ähnlicher Tanz gewesen, wie er auch bei dem Kult anderer Völkerschaften vorzukommen pflegte. Die Prozessionen des Katho-

licismus, zumal in jenen Zeiten, wo das Volk seine Empfindungen noch ursprünglicher zum Ausdruck brachte, dürfen wohl als ein ziemlich getreues Abbild der althellenischen Kulttänze angesehen werden.

In demselben Maße, wie sich überhaupt die Künste in Griechenland vervollkommneten, nahm auch der Tanz an solcher Blüthe theil. Und wieder kam sie nicht zum Mindesten dem Kult der Götter zu Gute. So steht es fest, daß die Tänze, welche bei den Festlichkeiten derselben aufgeführt wurden, bald nicht mehr die Ergüsse jener ursprünglichen Freude waren, welche ein Volk in seiner Kindheit naiv und einfach beisteuert, sondern vollkommen ausgebildete, pantomimische Darstellungen. Wir finden also hier gewissermaßen ein Ballet in einer künstlerischen Vollkommenheit, wie sie unsern scenischen Darstellungen dieses Genres leider nicht mehr eigen. Die Quellen, aus denen wir schöpfen, bieten gerade diesmal eine solche Ausführlichkeit, daß wir einen ziemlich sicheren Blick in jene altersgraue Vergangenheit thun können. Eines dieser Ballets behandelt den Sieg des Apollo über den Drachen Python; es bestand aus fünf besonderen Abtheilungen, welche wir uns nach Art unserer Akte denken müssen. Den Anfang bildete, immer unter strenger Verbindung von Mimik und Tanz, die Vorbereitung zum Kampf und der Auszug in die Wildniß, wo das Ungeheuer seine Verheerungen anrichtete. Hierauf folgte nach einander in verschiedenen Abtheilungen die Herausforderung des Drachen zum Kampf, dann dieser selbst, schließlich sein Tod. Daran reihte sich nun das Siegesfest, wo der Tanz jedenfalls das wichtigste Moment gebildet hat. Flöten, Kitharen und andere Instrumente begleiteten diese gesammte scenische Handlung mit einer charakteristischen Musik, deren Bestimmtheit im Ausdruck so weit ging, daß man das wüthende Zähneknirschen des verwundeten Thieres durch eigenthümlichen Trompetenschall nachzuahmen suchte. Ein berühmter Kenner des klassischen Alterthums sagt über diese pantomimische Darstellung: „Offenbar erschien dabei ein geübter Tänzer als Apollon, begleitet von einem Chor Delphier, und wahrscheinlich erregte ein solcher mimischer Künstler bei der Darstellung des Augenblicks, wo der zürnende Gott den Pfeil absendet, die Phantasie jenes großen Bildhauers, der in dem vatikanischen Apollo ihn in diesem Augenblicke und in der ganzen Bewegtheit, die eine solche mimische Darstellung herbeiführte, gebildet hat.“ Darnach hätten wir also gerade dem Tanz, in welchem die moderne Anschauung so selten und alsdann stets sehr bedingt eine Kunst zu erblicken vermag, jenes hehre Meisterwerk der Plastik zu danken.

Eine fernere Bedeutung gewann der Tanz durch den Aufschwung, welchen das nationale Drama nahm. Die Tragödien eines Aeschylos, Sophokles und Euripides räumten ihm im Chor einen überaus wichtigen Platz ein. Dabei wechselte sein Charakter je nach den Personen, welche diesen Chor bildeten, und der Stimmung, welche an der betreffenden Stelle des Bühnenwerks herrschte. Bald schritten würdige Greise diese vorgeschriebenen Figuren in ernster Haltung ab, bald in geflügelter Eile Jünglinge oder Frauen. Die Blüthe des Dramas hatte nothwendiger Weise auch diejenige des Tanzes im Gefolge. Die Mitwirkung der Bürgerschaft an den öffentlichen Aufführungen machte es unbedingt nothwendig, daß man der Kunst Terpsichore's seine volle Aufmerksamkeit zuwandte. Von fast sämmtlichen berühmten Hellenen erfahren wir ausdrücklich, daß sie darin eine gewisse Vollkommenheit besessen haben. Sophokles war ein sehr geschickter Tänzer. Schon als Knabe erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, als er nach der gewonnenen Schlacht bei Salamis um die Trophäen tanzte. Später war er in den Dramen, welche er schrieb, einer der besten Chorführer, die Athen jemals aufzuweisen hatte. Plato, welcher das Tanzen eine liebliche und freudige Kunst der Götter nennt, schalt Jene, welche daran keine Freude haben, geradezu als grobe und unartige Tölpel. Als Knabe führte er selber einen Chor seiner jugendlichen Altersgenossen nach einer Weise, die als sehr schwierig anerkannt wurde und deshalb eine große Uebung und Begabung erforderte. Epaminondas war ebenso geschickt im Tanz wie tapfer im Kampfe; der gemessene Mann, der wackere Held kannte keine würdigere Erlustigung als die Betheiligung an den Rhythmen eines Tanzes. Ein Meister in dieser Kunst war jedoch Alkibiades. Seine Zeitgenossen sind erfüllt von Bewunderung für die Anmuth und Schönheit, mit welcher er selbst den schwierigsten Figuren des Tanzes gerecht wurde. Er veranstaltete wiederholt Feste, in deren Programm die Kunst Terpsichores durch geradezu verschwenderische Pracht verherrlicht wurde. Selbst Sokrates war ein Anhänger derselben. Er bekräftigte eine feurige Lob- und Schutzrede auf den Tanz am Besten dadurch, daß er ihn als reifer Mann nicht allein erlernte, sondern auch, wo immer sich eine passende Gelegenheit dazu bot, sich daran betheiligte. Ihm galt der Tanz als eine der vornehmsten unter allen schönen Künsten, weil es zwischen dem äußeren und inneren Menschen gefällige Beziehungen und ein harmonisches Ebenmaß zu Stande bringe.

Im Grunde dürfen wir uns keineswegs darüber wundern, daß ein Volk, wie die Griechen, deren vornehmstes ästhetisches Prinzip es war, daß zu der Schönheit der Seele, wenn irgend möglich, diejenige des Körpers hinzukomme, dem Tanze eine so wichtige Stelle in der Erziehung einräumten. Anstand in Gang, Haltung und Bewegung könne man, so meinten sie, nur durch den Tanz erlernen. Sie waren eben der Ansicht, daß man schon aus der Art und Weise, wie Jemand ging oder sich nur bewegte, einen Schluß auf den Charakter der betreffenden Person ziehen könne.

Nicht weniger als einhundertneunundachtzig verschiedene Tänze hat jenes mächtige Kulturvolk einstmals besessen. Allein von den meisten wissen wir wenig mehr als den Namen. Ihre Rhythmik, ihre Figuren sind uns leider nicht erhalten. Ziemlich ausführlich hat uns Xenophon den pyrrhischen Tanz beschrieben. Er war eigentlich wohl nur für waffenführende Jünglinge bestimmt, doch nahmen auch Tänzerinnen daran Theil. „Jetzt,“ so schildert der hellenische Geschichtsschreiber, „erschien ein Mysier mit einem runden Schild in jeder Hand und tanzte bald so, daß er mit Zweien zu fechten schien, bald, als stritte er nur gegen Einen, bald machte er viele Wendungen und stürzte über den Kopf, während er immer die runden Schilde an sich behielt. Zuletzt tanzte er, indem er die Schilde zusammenschlug, auf die Kniee fiel und wieder aufstand. Und all' dies geschah nach dem Takt einer Flöte.“ Solcher Waffentänze hat es übrigens sehr viel gegeben, und wiederholentlich scheint auch die weibliche Jugend, leichtere Schilde tragend, sich an ihnen betheiligt zu haben.

Uralt war der Geranos, ein Touren-Tanz, welchen Theseus erfunden haben soll. Das Wort heißt zu deutsch „Kranich“: in dem Tanze selber wurden die Irrgänge eben des Labyrinths dargestellt, welches in den Thaten jenes Helden eine so bedeutsame Rolle spielte.

Dagegen war der Hormos ein Reihen-Tanz, welcher durch die Aufstellung der daran Betheiligten Aehnlichkeit mit einer Halsschnur hatte. Es soll der von Dädalos erfundene Tanz sein, welcher, von Hephästos auf dem Schilde des Achill abgebildet, bei Homer folgendermaßen beschrieben ist:

„Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfraun
Tanzten den Ringeltanz, an der Hand einander sich haltend.
Kreisend hüpften sie bald mit schöngemessenen Tritten
Leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe;
Baldann hüpften sie wieder in Ordnungen gegen einander.“

Ein komischer Tanz dagegen war der Kordax, berüchtigt durch die frechen Geberden, welche man dabei zur Schau trug, und mindestens erfüllt von einer Ausgelassenheit, für welche es nur schwer ein Maß gab. Häufig findet man ihn auf Bildwerken dargestellt, wie ihn trunkene Mänaden in Verbindung mit Satyren und Faunen tanzen. Gleichwohl muß die Zierlichkeit der Bewegungen und die Mannigfaltigkeit der Figuren unsere Bewunderung erregen. Die übrigen Tänze, mit welchen man den Dionysos feierte, haben selbstverständlich gleichfalls denselben komischen, übermüthigen Charakter, doch scheint ihr Grundzug eigentlich durchaus anständig gewesen zu sein. Der liebenswürdige, heitere Anakreon hat noch in hohem Alter nach solchen Rhythmen getanzt, und selbst der sittenstrenge Plutarch hatte nichts dagegen einzuwenden, daß sich seine Gäste bei einer Festlichkeit auf diese Art erlustigten. Waren Frauen zugegen, so fehlte es allerdings nicht an manchen erotischen Scherzen, selbst Kuß und Umarmung waren gestattet.

In Rom genoß ursprünglich der Tanz nicht eine so hohe Achtung und Werthschätzung, wie bei den Hellenen. Allerdings bildete er auch hier einen Theil des Kults, und die zwölf Salier, eine Genossenschaft von Tänzern, hatten sogar die Verpflichtung, jedesmal im März einen Waffentanz zu Ehren des Mars aufzuführen. Auch bei den Volksfesten fehlte diese Erlustigung niemals. Als dann durch die Berührung mit den Hellenen auch der Tanz derselben nach Rom verpflanzt wurde, findet zugleich mit der eifrigen Pflege desselben auch seine entschiedene Befehdung statt. Die altrömische Partei sah in ihm einen der Faktoren, durch welche die bisherige Sitten-Reinheit gefährdet werde. So schildert Scipio Aemilianus in einer seiner Reden mit lebhaftem Unwillen eine Tanzschule, in welcher damals über fünfhundert Knaben und Mädchen, die Hefe des Volkes und Kinder aus den vornehmsten Familien unter einander gemischt, von einem Tanzmeister Unterricht erhielten in dieser leichtfertigen griechischen Lustbarkeit. Nichtsdestoweniger fanden die Nachkommen des Brutus und Scävola ein stets zunehmendes Wohlgefallen an der aus Hellas zu ihnen verpflanzten Kunst. Männer in den höchsten Ehrenstellen und Frauen von ältestem Geschlecht betheiligten sich selber am Tanz, und durch die Einführung der sogenannten „Griechischen Spiele“ erhielt Rom sogar ein regelrechtes Ballet, dessen berühmtestes Mitglied, die Tänzerin Dionysia, ihre jährliche Gage auf 42000 Mark anschlagen durfte.

Diese Freude an der Choreographie nahm zu, als die Geschicke Roms von Kaisern gelenkt wurden. Ammian berichtet, daß dreitausend fremde Tänzerinnen hier ihre nicht immer sehr tugendhafte Kunst ausübten. Für wie unentbehrlich man sie hielt, erhellt aus einer Verfügung, welche damals getroffen wurde. Als nämlich eine Hungersnoth ausbrach und man aus Furcht vor einer Theuerung sogar sämmtliche fremden Philosophen, Redner und Lehrer aus Rom verbannte, blieben diese Priesterinnen Terpsichore's von der Ausweisung allein verschont.

Zu dieser Zeit erreichte der Tanz in Rom auch eine Blüthe, wie er sie seither selten wieder erlebte. Nicht allein die Kunst des Fußes feierte Triumphe, auch das Mienen- und Geberdenspiel scheint zur höchsten Vollkommenheit gelangt zu sein. So brachte man es dahin, daß man ohne Zuhilfenahme des gesprochenen Wortes Schmerz und Freude mit wirklicher Prägnanz zum Ausdruck bringen konnte. Die Meister in dieser Kunst waren Pylades und Bathyllus, welche zur Zeit des Augustus lebten und wirkten. Eine Darstellung dieser im ganzen späteren Alterthum so viel gepriesenen mimischen Tänze ist uns in den Wandmalereien erhalten worden, welche durch

die Ausgrabungen von Pompeji an das Tageslicht gekommen sind. Diese Tänzerinnen in allen nur möglichen Stellungen und Geberden lassen deutlich erkennen, zu welcher entzückenden Kleinmalerei es die Kunst des Fußes, vereint mit einem scharf ausgeprägten Mienen- und Geberdenspiel, gebracht hatte und wie weit entfernt wir augenblicklich davon sind, auch nur annähernd etwas Aehnliches zu Stande zu bringen. Während der moderne Tanz meistens nur in wüsten Kreiselbewegungen besteht, die den Zweck haben, daß man wieder auf die Stelle des Saales zurückgelangt, von welcher man ausgegangen, suchte die antike Kunst ihren Werth allein darin, durch die vollkommenste Schönheit des Schrittes oder der Attitude alle seelischen Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Daß diese Art des Tanzes auch heute noch auf einen großen Beifall hoffen dürfte, dafür bot ein in allen Einzelheiten denkwürdiges Intermezzo den Beweis. Es war im Jahre 1842, als Marie Taglioni, die berühmte Priesterin der reigenfrohen Muse, inmitten einer größeren Gesellschaft von Herren und Damen Palladio's antikes Theater in Vicenza besuchte. Plötzlich kam es wie Begeisterung über sie. Der Zauber der Vergangenheit, welcher hier so wunderbar überallher ausstrahlte, brachte sie unter seinen Bann. Das Kleid auf beiden Seiten mit den Händen zusammenfassend, hob sie es ein wenig in die Höhe. Die Blicke der Begleitenden richteten sich mit Bewunderung auf sie. Welche Metamorphose hatte in einem einzigen Augenblicke stattgefunden! Wie sie so dastand, glich sie getreulich jenen antiken Tänzerinnen, einer Statue aus der Vergangenheit, die Leben und Seele gewonnen hatte! So war auch der Tanz, welchen sie jetzt anhob. Sie machte keine Pirouette, sie bildete keinen stumpfen Winkel mit den Beinen. Sie stand nicht auf einer Zehe, wie der Pfahl im Weinberge. Sie wirbelte nicht sinnverwirrend, wie ein Kreisel um die eigene Achse. Sie blieb vielmehr immer auf demselben Flecke, während die Füße liebliche Rhythmen deklamirten und sich das Köpfchen hinüber und herüber neigte. Derselbe Zauber strahlte aus den Zügen: sie schienen den Melodien der unhörbaren Euterpe-Flöte zu lauschen, nach welcher dieser ganze Tanz ausgeführt wurde. Dabei schmiegten sich die Falten des Gewandes sanft und nachgiebig um die schönen Glieder, als wären sie gewebte Musik. Alles staunte. Hätte Theodor Mundt sie damals gesehen, er hätte nicht gesagt: die Taglioni tanzt Goethe — sein berühmt gewordener Ausspruch hätte bestimmt gelautet: sie tanzt Sappho, Anakreon und Catull.

Mancherlei.

* **Ueber Heirathen in den wohlhabenden Klassen.** Die englische Schriftstellerin Lady Jeune bespricht in der „Fortnightly Review" die ewige Sorge der Mütter der wohlhabenden Klassen, die in England noch größer ist als in anderen Ländern: die passende Verheirathung der Töchter. Lady Jeune sagt: „Wir wollen ehrlich sein und zugestehen, daß eine Mutter diese Angelegenheit mehr interessirt, als fast irgend eine andere. Wir wollen, daß sich unsere Töchter verheirathen und gut verheirathen und die besten Männer heirathen, weil wir wissen, daß sie dadurch glücklichere und bessere Frauen werden können. Aber die ganze Sache ist heutigen Tages so mit Sentimentalitäten und alberner Delikatesse überladen, daß eine Mutter, mögen ihre heimlichen Ansichten und Wünsche sein, welche sie wollen, nicht den Muth hat, sie auszusprechen. Es giebt keine Frage von größerem Interesse für Eltern als die, wer die Frau ihres Sohnes wird, und eine Mutter wird Alles aufbieten, um ihm das Mädchen seiner Liebe zu verschaffen. Was aber ihre Töchter anbetrifft, so muß sie völlig gleichgültig erscheinen, ob sie heirathen, und vor Allem die niemals zu vergebende Sünde vermeiden, ihnen in der entscheidenden Stunde ihres Lebens beizustehen."

* **Ein Gegner des ärztlichen Studiums der Frauen.** An der Universität zu Innsbruck wurden kürzlich in feierlicher Versammlung die Resultate der im Vorjahre für die vier Fakultäten gestellten Preisaufgaben verkündet. Bei dieser Gelegenheit hielt der Rektor Professor Ehrendorfer einen Vortrag über die Fortschritte und Ziele in der Geburtshilfe und Gynäkologie mit historischen Erinnerungen und besonderer Berücksichtigung der Frage auf Zweckmäßigkeit der Zulassung weiblicher Personen zum medizinischen Studium. Prof. Ehrendorfer sprach sich gegen die Zulassung aus. Für gewisse, zarte Geschicklichkeit erfordernde ärztliche Verrichtungen, als Hebammen, Krankenwärterinnen, meinte er, seien Frauen heranzuziehen, aber als Aerzte nicht. Einerseits entbehrten sie vielfach (!) von Natur aus der einem Arzte oft nothwendigen körperlichen Kraft, andrerseits eigneten sie sich auch weniger wegen ihres erregbaren Gemüthes. Logischerweise müßte man dann die männlichen Studirenden, außer den gewöhnlichen Fachprüfungen auch Proben von Kraft und Kaltblütigkeit unterwerfen! Auch in Bezug auf die Eignung zu wissenschaftlichen Studien, meinte Prof. Ehrendorfer, ständen Frauen den Männern nach, ohne dabei den bereits vorliegenden Beweisen des Gegentheils Rechnung zu tragen. Ein namhafter Vortheil werde aus der Zulassung weiblicher Personen zum medizinischen Studium für das Wohl der Menschheit nicht erwachsen, wohl aber der Kampf um's Dasein (aha!) unter den Aerzten erschwert. Das ist denn wohl auch der Haupteinwand.

* **Der Aussatz (Lepra) in Schweden.** Bis jetzt war es der medizinischen Welt unbekannt, daß es Aussätzige in nennenswerther Anzahl in Schweden gebe. Nun hat aber Dr. Arnold Lorand, mit Empfehlungen des Professors Dr. Isidor Neumann versehen, Schweden bereist, und auf seinen weiten Reisen bis an die Grenzen Lapplands fand er zahlreiche Opfer dieser entsetzlichen und unheilbaren Krankheit vor. Die ersten Aussätzigen fand Dr. Lorand auf seinen Fußreisen in der interessanten Provinz Dalekarlien, und zwar die meisten derselben in den so malerisch um den Siljan-See herum gelegenen Kirchspielen Leksand und Mora. Die meisten Aussätzigen in Schweden findet man in der Provinz Helsingland, wo in der kleinen Ortschaft Jerdsö auch ein nett eingerichtetes Lazareth mit 50 Patienten besteht. Es spricht für die Edelherzigkeit der schwedischen Regierung der Umstand, daß die unglücklichen Patienten dieses Hospitals in wahrhaft liberaler Weise bis an ihr Lebensende auf Kosten des Staates verpflegt und versorgt werden. An der Hand offizieller Daten schätzt Dr. Lorand die Zahl der Aussätzigen auf circa 500, welche Zahl aber von der Wirklichkeit bei weitem übertroffen werden dürfte, da die minder auffällige, anästhetische Form der Lepra oft gar nicht erkannt wird.

* **Untersuchung der Butter auf ihren etwaigen Margarinegehalt.** Mischt man Naturbutter mit konzentrirter Schwefelsäure, so nimmt das Gemisch die Temperatur von 26—27 Gr. C. an; mischt man dagegen Schwefelsäure mit Margarine, so steigt die Temperatur auf 31—40 Gr. Hierauf gründet sich ein einfaches und sicheres Verfahren, um zu prüfen, ob einer Butter Margarine zugesetzt ist oder nicht. Man mischt die zu prüfende Butter einfach mit Schwefelsäure, und wenn das Gemisch die Temperatur von 29 Gr. zeigt, so erscheint es schon verdächtig; steigt die Temperatur auf 30 Gr., so ist die Butter im Verhältniß von einem Theil Margarine auf 13 Theile Butter gemischt; erhöht sich die Temperatur auf 32 Gr., so besteht die untersuchte Substanz zur Hälfte aus Naturbutter, zur Hälfte aus Margarine.

* **Eine Henne als Diebin.** Anknüpfend an ein Feuilleton „Verbrechen und Genie bei Thieren" schreibt der Wiener „Deutschen Ztg." ein Freund des Blattes Folgendes, das er mit seinem Worte verbürgt: In meinem Hühnerstall brütete eine Henne auf 17 Eiern — einem alten Aberglauben zufolge muß die Zahl der auszubrütenden Eier eine ungleiche sein. Eines Tages kam die Bruthenne zur Fütterung, und zufällig fiel mein Blick auf das eben verlassene Nest in dem nur mehr wenige Eier lagen. Da nur ich den Schlüssel zum Hühnerstall habe, war es ausgeschlossen, daß Jemand die fehlenden Eier entwendet haben konnte. Mein Verdacht fiel auf irgend ein Raubthier, doch fanden sich keine Spuren der genossenen Mahlzeit. Ich machte mich auf die Suche nach dem Schlupfwinkel des Räubers, doch fand sich keiner, wohl aber in einer Ecke eine ebenfalls brütende Henne. Dieser hatte ich zu dem edlen Zwecke kein Material zur Verfügung gestellt. Neugierig, was diese angehende Mutter so treu behüte, hob ich sie auf, und siehe — 13 Eier lagen breit und behäbig im wohlvorbereiteten Neste. Daß dieser Nibelungenhort nicht ihr berechtigtes Eigenthum war, stand außer Zweifel. Ich konnte also mit vollem Recht diesen Schatz wieder an mich nehmen und dem anderen Neste einverleiben. Ich ahnte den Zusammenhang, wollte mich aber doch überzeugen. Ich sorgte dafür, daß die berechtigte Eigenthümerin nicht auf ihr Nest könne, und verlegte mich aufs Beobachten. Es dauerte gar nicht lange, so machte sich die Schwindlerin auf die Beine zu dem benachbarten Neste und fing an, mittels Schnabel und Krallen Ei um Ei behutsam — wie man eben mit „heilem" Ei umzugehen hat — in ihr Nest zu rollen. Mir schien diese Episode nicht uninteressant und deshalb erlaubte ich mir, diese Zeilen an die löbliche Redaktion zu senden.

* **Viel Mißgeschick** hatte, wie das „Mühlhaus. Volksbl." meldet, ein elsässischer Pfarrer. Der Canton Freiburg (Schweiz) veranstaltete vor einem Jahre eine Lotterie zur Erbauung und Begründung einer medizinischen Fakultät an der dortigen Hochschule. Auch der Pfarrer eines elsässischen Ortes hatte ein Billet genommen aber aus irgend einem Grunde die Bezahlung unterlassen. Drei Tage nach der Ziehung der Lotterie, die am 18. und 19. d. M. stattfand, erhielt er von Freiburg aus ein Telegramm: „Bitte, schicken Sie sofort Geld oder Billet." Der Herr war unüberlegt genug, das Billet zurückzuschicken; nachher erst, leider zu spät, erfuhr er, daß sein zurückgeschicktes Billet, die Nr. 915 342 das große Loos (50 000 Frs.) gewonnen hatte. Den Profit von der Geschichte hat die Universität Freiburg in der Schweiz.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.